

Aus dem Idiotikon

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stäblich im Zeichen des Schwaben Friedrich Schiller stand — an der Bundesfeier in einem Berggasthaus des St. Galler Oberlandes war das Gegenstück dazu zu erleben: Zunächst verlief alles im schweizerischen Rahmen; dann ging man in den Saal, wo ein sonst bewährter Kinderfreund seinen Lieblingen eine ganz besondere Freude machen wollte durch die Vorführung von drei „Micky-Mouse-Filmen“. Die beiden politisch neutralen zeigten nur den ungeheuern Unterschied zwischen dem gemütvollen deutschen Märchen und dem gewalttätigen amerikanischen „Humor“; der erste aber wurde angekündigt als eine „Parodie auf Tell“. Zum Glück verstanden die Kinder und wohl viele der Erwachsenen das Wort „Parodie“ nicht und fast ebenso wenig diese Parodie selbst; denn sie bestand in einer schamlosen Verulkung unserer Tellengeschichte. Unser Nationalheld und sein Sohn erschienen schon rein äußerlich in lächerlich wirken sollender Verzerrung (so auch am Schluß auf dem Denkmal) und schlotterten erbärmlich vor dem bösen Vogt, der den Schuß verlangte. Zum Glück war die Verzerrung so stark, daß wohl den meisten Kindern der Zusammenhang mit unserm Tell kaum zum Bewußtsein kam; sie wurden aber auch kaum zum Lachen gereizt. Wenn ein amerikanischer „Filmkünstler“ meint, in unserer Tellensage einen Stoff zur Erheiterung seiner Landsleute gefunden zu haben, ist das Sache der Amerikaner, und wir können von ihnen nicht verlangen, daß sie für unsere geistigen Heiligtümer dieselbe Verehrung empfinden wie wir. Wie aber ein schweizerischer Kinderfreund bestandenen Alters ausgerechnet zur Bundesfeier, ausgerechnet 1941, schweizerischen Kindern eine solche Verhöhnung Tells und seines Knaben darbieten kann, ist einfach unerklärlich. Und selbst wenn man das noch damit erklären wollte, daß halt seine Kinderliebe mit seinem Geschmack und vaterländischen Gefühl durchgebrannt und das Ganze die bedauerliche Entgleisung eines einzelnen sei, dann bleibt immer noch unerklärlich, wie zahlreiche Eltern dieser Kinder dafür dankbar Beifall klatschen konnten und nicht fühlten, was für eine Roheit man ihren Kindern da angetan hatte oder vielmehr angetan hätte, wenn die Sache nicht wie gesagt viel zu dumm und plump gewesen wäre.

Als der grüne Heinrich den Rhein überschritt, war er sich bewußt, daß über diesen Strom unsere „heiligsten Sagen verherrlicht wieder zurückgewandert waren“. Nun haben wir diese heiligsten Sagen über das Atlantische Meer verhöhnt zurückwandern sehen, eingeschmuggelt ins Land Pestalozzis von einem „Kinderfreund“ und willkommen geheiß von schweizerischen Eltern dieser Kinder. — Ja hat sich denn kein Widerspruch geregt? — Das hätte nur zu Uneinigkeit und Krach, wohl gar zu einem Handgemenge und einer „Saalschlacht“ geführt, und das wäre auch nicht im Sinne einer „Bundesfeier“ gewesen. Wir wollen die Leute nicht einmal schlechte Schweizer nennen, nur schauderhaft oberflächliche, und sagen: „Vaterland, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“. Es ist bei uns nicht alles Gold, was patriotisch glänzt. Jedenfalls bleibt uns der schwäbische Tell vorläufig lieber als dieser amerikanische.

Aus dem Idiotikon.

121. Heft. Huber & Co. A.-G., Frauenfeld.

Das Wort „Diebstahl“ ist nicht eigentlich volkstümlich, aber in der Rechtssprache doch allgemein üblich. Daß in der Schweiz bis ins 16. Jahrh. meistens die Form „düpstal“ vorkommt, bildet einen Beweis für die Herkunft von einem Hauptwort mhd. „diube“ (mhd. iu = lang ü), das für sich allein schon Diebstahl bedeutet. „-stahl“ kommt natürlich von „stehlen“; beide Teile sagen also dasselbe, und wir haben

damit ein Beispiel für die „Tautologie“, wofür Engel den geschickten Ausdruck „Wortgedoppel“ geprägt hat. Diebstahl wurde früher wie Brandstiftung und Totschlag der „höhern Gerichtsbarkeit“ unterstellt und schwer bestraft. Eine Glarner Blutgerichtsordnung aus dem 15. Jahrh. bestimmte, man solle Weibern „umb Diebstall und andere schnöde böße Sachen . . . Händ und Füöß zuesamen binden und sy also verbunden mit dem Sackh in . . . Tiefe des Wassers versäncken und erträncken und also vom Läben zum Todt richten“. Früher nannte man „Diebstahl“ aber nicht nur die Handlung des Stehlens, sondern auch das gestohlene Gut (Darum sagt Luther: „Findet man bei ihm den Diebstahl“); betrug dessen Wert über 5 Schilling 4 Pfening, so mußte man den Dieb (es konnte auch ein Kind sein; man denkt an Gottfried Kellers armen Dietegen) nach dem Badener Stadtbuch von 1384 mit verbundenen Augen „henken uff in den luft“, bei geringerem Sachwert ihm nur „sin oren beide abschniden“. — Daß beim Volk der Hirten das Wort „Stall“ einen breiten Raum einnimmt, versteht sich. Es bedeutet aber zunächst nur „Stelle, Platz“; darum spricht man von einem Burgstall, was sowohl die Stelle für den Bau einer Burg wie eine Burg mit umgebendem Platz, eine Burgruine oder auch nur die Stelle, wo früher eine Ruine stand, bedeutet. Etwas „Gestelltes“ ist der „Bistall“, d. h. die aufrecht stehende Säule, der Pfosten, insbesondere der Fenster- oder Türpfosten. Eine kluge Berner Kuh geht zum Scheunentor und fährt „mit ein Hore zwissen Tir und Bistal, fir der Rigel uehi z'machen“, und „Bistalg'harige“ sind dort sitzen gebliebene Tanzlustige, die immer „d'Bistal hein, daß j' nid und g'ijin“. Auf der ursprünglichen Bedeutung „das Stellen“ beruhen die veralteten Ausdrücke „Abstall“ für „Abstellung“ (z. B. „böser gevaren einer Eidgnoschaft“ oder allerlei „lasteren“) und „Anstall“ für einen beschrifteten Aufschub, eine Vertagung, deshalb auch für einen Waffenstillstand (Nach einem Berner Bericht von 1528 hat Kaiser Ferdinand „mit den Türken einen anstall uff 1 jar g'macht“). Im selben Sinne spricht Zwingli von einem „Fridstall“. Heute ist „Stall“ wie in der Schriftsprache meistens die umfassende Bezeichnung für das (z. T. alleinstehende) Gebäude mit den Räumlichkeiten für Heu, Korn und besonders für Vieh. Der Stall bildet mit dem Feld zusammen den Reichtum des Bauern; darum heißt es bei Balmer: „U jez wird uf'treit, was nume Stall und Feld ne dert obe git“. Häufig ist das Wort natürlich auch in bäuerlichen Redensarten; so sagt man am Randen: „D'Frau g'hört i d'Chuchi und der Ma in'n Stal.“ Im Zürcher Oberland sagt man sogar: es sei besser „de Blitz schlog in'n Stall als i d'Chuchi“ im Sinne, es sei besser, der Mann fehle als die Frau. In Uster gilt: „E schöni Chue und subere Stal ist das besti Kapital“. Auch bei Reinhart sagt einer: „Suber Lüt und suberi Stube, suberi Stäl und Schüre, das brucht's, ob's inmedure heiter wird“. Wenn der Urner seine beste Karte verliert, muß er „die best Chue us em Stall ge“. Als Napoleon dem ebenfalls berühmten Chräjebüel seine Verlobung mit Josephine mitteilte, antwortete dieser: „He nu, i wünsche Glück i Stal!“ Huggenberger überliefert den Spruch: „Ir föllid Glück in'n Estand ha, vil G'fell im Stall und gueti Sor“. Den Gedanken, man solle bei den Kühen nicht am Futter sparen, drückt man im Wehntal so aus: „Die guete Chüe sind uf em Heustal obe“. „Ruhstall“ war in alter Zeit der Übername für die Eidgenossenschaft und ihre Verbündeten, z. B. die Stadt Mühlhausen. In einem Spiel von 1674 sagt Karl der Kühne zu den Eidgenossen: „Gwüß will ich üch erhänken, würgen, Garus machen, daß iüver Rüestahl ganz mueß krachen“. Fruchtbar an Vergleichen und Redensarten ist natürlich der Su- oder Schwißstall. „De

Sustall usmiste" bedeutet, jemand bei schmutzigen Angelegenheiten gründlich zurechtweisen. „Ställe" heißt: nach dem Stall riechen; darum muß bei J. Kuratle ein Annisi Vaters Holzschuhe und 's Fuetertschöpli hinaus stellen, „sus ställe" in der ganze Stube". „Stalle" bedeutet u. a., einem seine Stelle, seinen Platz anweisen, ihn zu Ruhe und Ordnung weisen. So heißt es bei Balmer: „We jez de de Lump dert nid schwiigt, so stalle-mer-ne de". „Stallig" heißt in der ältern Sprache das Stillehalten im rechtlichen Sinn, die Einstellung von Feindseligkeiten, der Friedenszustand zwischen Streitenden. J. B. gaben 1369 die Schwyzzer den „herren von Österrich" zu bedenken, „ob si mit uns eine stallung uf drü iar haben mellen". „Frid und stallung" war ein häufiges gleichbedeutendes Wortpaar. „Bstallig" hieß die Unterkunft, der Platz im Stall, dann aber auch wie nhd. die Anstellung, das Dienstverhältnis und die dafür bestimmte Besoldung. 1644 fand man in Zürich, man könnte einen Prädikanten abschaffen „und sein Bstallung einem Nachrichter werden (zukommen) lassen".

Briefkasten.

H. St., K. Was Ihre Mutter sagen wollte, wenn ihre sieben Buben sie wieder einmal „fast stüfelfinnig" machten, wissen Sie natürlich schon, und jedermann begreift es, aber über den eigentlichen Sinn des Wortes möchten Sie Auskunft haben. Mit einem Stiefel kann es nichts zu tun haben, aber unter „Stiefel" kann man sich doch noch etwas vorstellen; darum ist das als ganzes unverständliche Wort durch Entstellung entstanden aus einem andern, ebenfalls mit „-finnig" zusammengesetzten, bei dessen erstem Bestandteil man sich gar nichts mehr denken konnte, weil er verloren gegangen war oder weil man den Zusammenhang nicht mehr verstand, nämlich aus „stigeli-" oder „stigelesfinnig", wie man ebenfalls im Nargau und auch anderswo sagt. Andere Entstellungen sind: stigere-, gibeli-, gipfelsfinnig. Stigel, Stigle oder Stigele heißt meistens eine Vorrichtung zum Hinübersteigen, ein Zaunübertritt für Fußgänger, der gleichzeitig dem Weidevieh den Weg verammelt. In einem Volkslied heißt es: „I cha nid über's Stigeli, dänne mues i blibe" und bei J. Stutz: „Es ist doch nit Verdämmers as so gottlos Stigele". Vor solchen Hindernissen werden Mensch und Vieh leicht verwirrt, aufgeregt, (halb) verrückt vor Ärger und Ungeduld. Das Wort wird häufig verbunden mit dem gleichbedeutenden „gatterläufig", auch „gatterläufig", wo das Bild ebenfalls hergenommen ist vom Vieh, das durch Stigelen und Gatter gehemmt ist.

W. J., W. Da die Schweizerische Metzgerzeitung ihrer Verteidigung der Schreibweise „Cervela" noch die Bitte beifügt, man möchte nicht mehr „Schüblinge" ausschreiben, sondern nur noch „Schüblig", wollen wir auch diesen Vorschlag noch behandeln. Es ist richtig: ein Schübling ist ein Mensch, der „etwas auf dem Kernholz hat" und deshalb abgejagt oben wird. Landstreicher, Sträflinge u. dergl. werden polizeilich „auf dem Schub" in ihre Heimat befördert und heißen deshalb Schüblinge. Daneben aber bedeutet das Wort laut Idiotikon auch ein Stopfmittel, den Papierpfropf über der Pulverladung, ferner eine Baumwollflocke zum Stopfen der Ohren (daher die Redensart: „Er hät Schüblig in Ohre" für einen, der schlecht hört oder nicht verstehen will), ferner ein Holzstück oder zusammengelegtes Papier als Unterlage zu wackelnden Möbeln, auch die „Fadenseele" und endlich die geräucherte Wurst aus Schweinefleisch. So (mit -ing geschrieben!) findet sich das Wort schon 1431 in einem Zürcher Ratbuch, 1478 in einem lateinisch-deutschen Wörterbuch aus Zürich („salucium, schubling vel [oder] bratwurst") und im 16. Jahrh. in Frisings wie in Malers lateinisch-deutschen Wörterbüchern („lucanica, ein magenwurst oder schubling"). Nach einem Zürcher Ratbuch von 1577 wurden dem Müller zu Oberglatt „zwen schubling und etlich würst" gestohlen. Nach Grimms Wörterbuch bezeichneten schon das althochdeutsche, jetzt also tausendjährige Wort „scubiline" und das mittelhochdeutsche „schubeline" auch außerhalb der Schweiz eine Wurst, und zwar deshalb, weil das Fleisch in den Darm hineingeschoben wird. Es wäre aber auch denkbar, daß eine Wurst als Pfropfen oder Stöpsel angesehen wurde, der in eine Höhlung hineingeschoben werden kann. Daß im heutigen Schweizerdeutsch das -n- der Endung ausgefallen ist, hätte nicht zur Lehre von einem Schweizerischen Nationalwort „Schüblig" zu führen brauchen; denn das kommt auch sonst häufig vor, besonders in der Endung -ling: Fräuelig, Seglig, Engerlig, aber auch in der Endung -ung: Handlig, Zitig, Hornig usw. Wenn also ein Metzger „Schüblinge" ausschreibt, ist er völlig im Recht; die geistige Landesverteidigung verlangt durchaus keine „Schüblig".

H. Bl., J. In Nr. 8/9 (in der Fußnote zu „Baracellus") ist erklärt, wie das Wort „Bombast" zur Bedeutung: Schwallst, Wortschwall gekommen ist. Wenn nun ein Einsender Ihres Blattes dem Verfasser eines Leitartikels „bombastischen Schwallst" vorwirft, so begeht er selber den Fehler, den er dem andern vorwirft. Er hätte gerade auch noch von „schwülstigem Bombast" reden und ihm zu seiner Entgegnung seine „herzliche Kondolenzteilnahme" bezeugen, sich selbst aber für seine Wortschöpfung eine „Glückwunschgratulation" aussprechen können. — Richtig ist der Satz: „Dem Andenken Gottfried Kellers ist die Juni-Nummer des „Heimatspiegels" gewidmet, welche heute dem „Freisinnigen" beigelegt wird." Weshalb sollte es heißen „welcher"? Dieses männliche Fürwort könnte sich ja nur auf das männliche „Heimatspiegel" beziehen; es wird aber nicht der ganze Jahrgang des „Spiegels" beigelegt, sondern nur die Juni-Nummer, also etwas Weibliches, darum muß die weibliche Form „welche" stehen. — Was ein Komma nicht ausmachen kann! Sie haben den Satz zur Prüfung erhalten: „Darüber hinaus wollen und dürfen wir den Gedanken des Roten Kreuzes, die christliche Nächstenliebe und den Glauben an eine bessere Zukunft nicht begraben" und haben nach „Nächstenliebe" eigenmächtig ein Komma gesetzt. Sie haben völlig recht gehabt, trotz dem Widerspruch des Verfassers. Ohne jenes Komma macht der Satz den Eindruck einer Aufzählung von drei Dingen, die wir nicht begraben wollen, und erst bei näherer Überlegung kommt man darauf, daß das erste für sich gar kein Ding ist, sondern nur ein Sinnbild für ein Ding, nämlich für die christliche Nächstenliebe. Diese bildet den Gedanken des Roten Kreuzes, ist also hier nur Beifügung und als solche vorn und hinten durch Beistrich von ihrem Beziehungswort getrennt; es werden also nur zwei Dinge als bewahrenswert genannt, das erste zunächst sinnbildlich, dann sachlich, dann das andere. Diese Überlegung haben Sie dem Leser erpart, indem Sie das Komma einfügten.

E. J., J. Ob man das Wort „Zeremonie" auf dem -o- betone und dabei das -ie als Doppellaut spreche (wie in „Familie") oder auf dem als langes i gesprochenen -ie? Nach Siebs „Deutsche Bühnensprache, Hochsprache" (sozusagen dem „Duden der Aussprache") gilt das zweite als mustergültig; in der Mehrzahl aber wird das -o- betont, also Einzahl: Zeremoni, Mehrzahl: Zeremonien. Doch fügt Siebs die Betonungsregeln für die Fremdwörter bei, es müsse eine gewisse Freiheit bleiben, und von dieser Freiheit macht auch der Duden Gebrauch, der zuerst auch Zeremonie angibt, in der Fußnote aber „auch Zeremonie". Es ist also beides erlaubt, und wenn auch die Betonung auf ie als besser gilt, darf man doch keinen Menschen als weniger gebildet betrachten, wenn er's anders macht. In der Schweiz hört man meist „Zeremonie". Daß bei der „besseren" Aussprache die Mehrzahl anders betont wird als die Einzahl, ist nicht gerade eine Erleichterung, kommt aber auch sonst vor, namentlich bei den Fremdwörtern auf -tor: Direktor, Direktoren, auch Motor (schweizerdeutsch freilich Motör), Motören. Die Fremdwörter auf -ie werden verschieden behandelt. Die meisten stammen aus dem Griechischen und werden auf dem ie betont; so alle auf -logie und -graphie und daneben viele andere, auch einige wenige aus dem Latein stammende: Infanterie, Artillerie. Die meisten ursprünglich lateinischen werden aber nicht auf dem -ie betont: Familie, Serie, Aktie, Arterie (das zwar aus dem Griechischen stammt, das aber schon die Römer „falsch" betont haben). Zeremonie nun gehört zu den wenig zahlreichen lateinischen Beispielen (caerimonia); also läge eigentlich die Betonung des -o- näher. Warum doch das andere als besser gilt, das weiß vielleicht jemand, vielleicht auch nicht. Wichtig ist die Frage nicht, aber da die Menschen geneigt sind, die Bildung ihrer lieben Mitmenschen darnach zu beurteilen, ob man in solchen Kleinigkeiten mit ihnen übereinstimme oder nicht, so tut man ja schon gut, sich an die Vorschriften anerkannter Regelbücher zu halten, wenn diese nicht gar zu viel verlangen. Denn wenn man sich in solchen Kleinigkeiten dem Verdacht mangender „Bildung" aussetzt, vermindert man sich die Wirkung in wichtigeren Fragen, und das lohnt sich nicht. Sagen wir also Zeremonie.

J. Ae., J. Mit Recht bewundern Sie im Werbeschreiben des Zürcher Verkehrsverlags den Satz, in dem das Prachtwerk „650 Jahre Schweizerische Eidgenossenschaft" empfohlen wird: „Es ist eine kraftvolle Darstellung vom Werden, Kämpfen und Wachsen unseres Vaterlandes, die auf jeder Seite Leben und Geist atmet, weil eine gewandte Hand mit flüssigem Stil die Feder führt und dabei mit Hunderten von Bildern packend illustriert wird". An der Flüssigkeit des Stils ist kaum zu zweifeln, sie hat ja offenbar sogar auf das Werbeschreiben abgefärbt. Auf den Armen von Matrosen und andern Leuten sieht man etwa Tätowierungen; daß aber die Hand eines Geschichtsschreibers mit Hunderten von Bildern illustriert wird, ist in der Tat packend. Natürlich ist es nicht so gemeint. Der zweite Teil des Nebensatzes (nach „und") ist unpersönlich aufzufassen: es wird illustriert. Das „es" fehlt, weil es sich um einen Nebensatz handelt. Man kann sagen: „Es wird hier viel geschimpft und geflucht", aber im Nebensatz verschwindet das „es": „Es gefällt mir hier nicht, weil viel geschimpft und geflucht wird". Es geht aber nicht an, in einem Nebensatz eine persönliche und eine unpersönliche Aussage durch „und" zu verbinden: das ist zu „flüssig". Hoffentlich ist das Werk in weniger flüssigem Stil geschrieben.